

2. Juni 1927

leinen besetzten Strindberg retten, den gibt es nicht; aber man soll überhaupt nicht die Frage ob Strindberg Christ war, nach pietistischen Schemata lösen; denn dabei löst man außer Acht, daß es zwischen den Stufen „unbelehrt“ - „belehrt“ mannigfache Schattierungen gibt, und daß zwischen diesen Stufen unter Umständen Wesentliches über Christentum gesagt werden kann als auf der Stufe des „Belehrtseins“, wenn man überhaupt dieses „Belehrtseins“ annehmen will und es nicht vielmehr als unzulässige Erleichterung abtut.

Ich bin mir bewußt, daß dieser Satz sich nicht so sehr gegen die Studie von Jaupers richtet als gegen die katholische Literatur über Strindberg.

Da in das Buchlein von Mar Fischer¹⁾ „Der problematische Strindberg“ kommt recht gut zur Geltung. Der dann heißt es, er habe ernstlich nur geschwankt zwischen der Theologie und dem Katholizismus. Zu letzterem aber konnte er nicht eingehen, da er zu sehr an seinem alten Ich hing. Dabei meint Fischer, die Einfachheit, nach der sich der Dichter sehnte, sei nur im Katholizismus zu finden.

Ähnlich verhält es sich mit dem umfangreicheren Werk von Mähler²⁾. Immerhin berührt bei Beiden sympathisch, daß sie das komplexe Geblilde relativ gut zur Darstellung bringen.

Angeht die Tatsache, daß sich Mediziner, Psychoanalytiker, Literaten, Philosophen, katholische Theologen mit Strindberg energig beschäftigen, scheint es an der Zeit, daß sich ihm auch der protestantische Theologe zuwendet, freilich nicht in dilettantischer Weise, sondern so, daß er beiden ihr Recht läßt. Strindberg und dem Evangelium.
Hartford U. S. A. Hans Schimelpfeng

André Gide und die letzte Phase des Individualismus

Es ist nicht zuviel gesagt mit dem Satz: Ein Menschenalter hindurch standen die Besten unter dem Zeichen von André Gides Neuformung des biblischen Gleichnisses vom verlorenen Sohne („Le retour de l'enfant prodigue“³⁾). Der Entprungene, den es im Chaos nicht mehr litt, ist heimgekehrt in die alte Ordnung, süßsam, fast dankbar und beinahe mit gutem Gewissen; aber seine heimliche Liebe, sein Glaube, seine Hoffnung gilt dem jüngeren Bruder, der eben die Fesseln sprengt, die Weite aufsucht, ins Maßlose hinauszugreifen beginnt. Gereifter Individualismus, der die Gehäule erträgt, ohne ihnen zu verfallen. Zwielpältigkeit dennoch: Verzicht darauf, das innerste Glühen der Seele in Gemeinschaft ausstrahlen zu lassen, also Einordnung in den Mechanismus von Gesellschaft, Mitmachenmüssen, Selbstverleugung von außen herein (statt von innen heraus); und zu spät die Erkenntnis, daß sogar jenes unbezähmbare Verzagte, indem es sich scheinbar verschloß, knechtisch geworden war, die innere Freiheit eine äußere Lüge.

Das Gericht ist nicht ausgeblichen, und jene Besten standen oder stehen noch vor dem Zusammenbruch des babylonischen Turmes, an dem sie bauen geholfen hatten (scheinlich abgewendeten Blicks: unaufmerksam auf die Gefahr!); und manche von ihnen sind so entkernt, daß sie nun selbst das Alte, von dem sie frei zu sein gewöhnt hatten, zurückerleben; manche haben sich gewandelt und treten in unsere Reihen; einige stehen in ehrlischer Verzweiflung vor diesem ganzen Leben und behalten als einziges Evangelium nur wieder das längst mißhörig gewordene ihrer eigenen Knabenjahre (der Zeit vor der

¹⁾ Mar Fischer, August Strindberg, ein Beitrag zur religiösen Kunde unserer Zeit, Mainz, Matthias Grünewald Verlag 1921, 40 S., 1 M.

²⁾ Carl Mähler, Strindbergs Weltanschauung, Teil I: Strindberg und der Katholizismus, Elberfeld, Verlag-Verlag 1921, 365 S., 2, 40 M.

³⁾ André Gide, Die Rückkehr des verlorenen Sohnes, Übersetzung von Hanne Maria Kille, Inselverlag, 38 S., 60 Pf.

„Reimkehr“); „Du meinst, ich soll mich bei ...?“ „Gewiß, wenn du an dir zweifelst!“ In dieser Antwort gipfelt heute wieder die Pottschaf des ewigen Immoralisten, soweit kein großer Inflationsroman („Les Laux-monnaieurs“ (Paris, Librairie Gallimard, 1925) überhaupt noch eine Pottschaf enthält.

Gide schildert die Falschmünzer, weniger die ökonomischen als die moralischen, unter der heutigen französischen Jugend; die scheinen, was sie nicht sind. Erichsdreckend so 11 das Bild sein; daß es trefflos ist, dürfte nicht in der Absicht des Autors gelegen haben, der wohl seinen Abscheu vor Manie und Wache betunden und erregen wollte als jene Verzweiflung, die doch unerschwingbar aus den entscheidenden Gestalten seines Werkes hervorbricht. Diese sind nicht, wie wohl beabsichtigt war, die ziemlich unpersonlich geratenen jugendlichen Selben der Dichtung, die Abiturienten Bernard und Olivier, die nach kurzer Irrfahrt durch die Falschmünzergewelt zu sich selbst und zu ihren wahren Freunden heimfinden; noch weniger sind die Anführer des Beschülers der Weiden, des Dichters Eduard für der innersten Gehalt des Buches charakteristisch — gerade weil Eduard den Verfasser im Romane zu vertreten; die Andern zum Neben und Handeln zu bringen hat; und auch die Hauptfalschmünzer; der Dandyromancier Passavant und der Verbrecherübermensch Strowilou sind nicht die eigentlichen Sprecher dieses Weltauschnitts; sondern der verweisende Geris la Pérouse und der verweisselte Jüngling Armand, jener den Zusammenbruch des alten Wertsystems, dieser die Unfähigkeit zum Schaffen eines neuen verkörpernd. Nur diese beiden haben mit den letzten Dingen zu tun. La Pérouse findet am Ende eines Lebens puritanischer Selbstsucht und unermüdblichen Kunstfertums, daß Gott ihn betrogen habe, versucht umsonst, sich zu töten, und muß das Ende des Einzigen, den er noch zu lieben vermochte, mit ansehen, seines unehelichen Enkels Boris, der als Opfer einer Schülerintrige durch eigene Hand umkommt. Armand erlebt mit sehendem Auge und müßiger Hand den Untergang seiner Familie, von maßlosem Selbsthaß verzehrt, von vornherein auf all jenes Streben verzichtet, das la Pérouse nachträglich als sinnlos ansieht. Einmal spricht er dem im Katholizismus aufgewachsenen Olivier gegenüber sein Geheimnis aus: „Abscheu, daß wider alles, was sich Tugend nennt, Veruche nicht das zu verstehen! Du weißt nicht, was eine puritanische Erziehung aus einem machen kann. Sie hinterläßt im Herzen ein Resentiment, das niemals heilt. — nach mir zu schließen.“

Auch nach Gide, dessen Schaffen immer wieder um Geseh und Gnade kreist, nirgends dieser ferner als hier.

Aber hat er den Verzweifelten nicht Gläubige gegenübergestellt, jene Knaben, die gerettet werden, und ihren väterlichen Freund? Wenn nur der Dichter nicht selbst gegen diesen von tiefem Mißtrauen erfüllt wäre, hinter seinen schönsten Motiven den Teufel lauern lähe und ihn bekennen ließe: „Als ich jünger war, sagte ich Entschlüsse, die ich für edel hielt. Ich mißte mich weniger, zu sein, was ich war, als zu werden, was ich zu sein vermeinte. Jetzt aber fehlt nicht viel daran, daß ich in der Entschlußlosigkeit das Geheimnis sehe, nicht zu altern!“ Und wenn man von Olivier, der sich gegen Ende des Romans unter diese: Eduard Einfluß begibt, erwarten könnte, daß er über ihn hinauswächst! Und wenn dem Einzigen, der reife Entschlußkraft besitzt, wenn Bernard irgendeine Garantie gegeben wäre, daß er nicht in der gleichen Verzweiflung enden wird wie la Pérouse! Gide hält ihn für gerettet, zweifellos. Aber der Leser, der der unbewußten rationalistischen Prädestinationsglauben des Autors nicht teilt, vermag nicht einzusehen, warum, und sieht auf dem dunklen Hintergrunde einer Welt voll mißratener Ehen, ungläubiger Christen, poierender Jünglinge und Verbre-

amerischer Knaben die paar ehrlich Bestrebten nur als kühn-
tliche Opfer des Abgrunds, nicht als Hoffnung erweckende
Vichtgestalten. Insbesondere da Gide wie mit Absicht je-
den Bemerkung darüber unterlassen hat, was nun eigentlich
das Leben dieser jungen Leute erfüllen, wem der „Dienst“
Bernards gelten soll — es sei denn, daß man das ge-
legentliche Anerbieten Eduards, ihn bei einer Zeitung
unterzubringen, als diesbezügliche Andeutung zu ver-
stehen hat, die dann freilich die hoffnungsloseste unter
allen denkbaren wäre.

4

Die Zweisplitigkeit des Gehalts spiegelt sich genau in
der Form des Romans, dessen letzte Sätze — die Heim-
kehr Bernards berichtend, mit dessen Flucht aus dem
Elternhause die Erzählung begonnen hatte — nur äußer-
lich an seinen wirklichen Schluß angehängt sind: la Pérou-
ses schrecklichsten Verzweiflungsausbruch nach dem Tode
seines Enkels.

Ein großer Erzähler ist Gide nicht; vielleicht, weil es
zu offen war, läßt er seinen Eduard das Tagebuchbekennt-
nis widerrufen: „Ich habe nie etwas erfinden können.“
Noch die Armut Thomas Manns ist reicher als Gides
wahrhaft puritanische Unbildlichkeit, von der Fülle der
großen französischen Romanciers und unter heutigen
Deutschen etwa Otto Stoeßls gar nicht zu reden. (Die
Namen sind mit Überlegung gewählt: Manns Zivilisa-
tionsliterat und Stoeßls immer wiederkehrender Wiener
Hochstaplerstypus aus „Egon und Danika“, „Unterwelt“,
„Allerleirauh“ sind Falschmünzer im Sinne Gides.)

Auch die psychologische Tiefe und die metaphysische
Wucht der Dialoge Dostojewskys sind in den von jenen
beeinflussten Gides nicht wiederzufinden. Verzichtet man
aber auf alle Vergleiche, so entdeckt man in seiner Dar-
stellungsweise eine durchaus eigenartige Kunst, Personen
durch die Ansichten, die sie äußern, zu charakterisieren:
la Pérouse, Armand, der alte fromme Azais, Bernards
Ziehvater Profitendieu und eine ganze Reihe von Falsch-
münzern beiderlei Geschlechts (worunter auch eine Psycho-
analytikerin) haben durchaus Profil. Viel mehr als das
freilich nicht, da jene feineren Züge, welche die Konturen
ausfüllen, fast völlig fehlen und durch verschwenderisch bei-
gegebene Urteile des Dichters und der drei „Helden“
über seine Personen keineswegs ersetzt werden. (Wie
überhaupt Homers Schilderung von Helenas Schönheit
durch den Eindruck, den diese auf die trojanischen Greise
macht, an ihrem Ort zwar vorbildlich aber keineswegs
wie ein Rezept für andere Fälle nachahmenswert ist!)

Gide gehört zu den Mänern, die größer sind als ihre
Werke. Sein Buch als Ganzes wird kaum jemand zwei-
mal lesen, wohl aber einzelnes Gedankliche daraus, wor-
unter, wie bei einem so bedeutenden Kopf nicht anders
zu erwarten, Manches glänzende Prägung besitzt. Die Ehr-
lichkeit des Werkes ist vielleicht sein hervorstechendster Zug.
Weil es so ungeschminkt Wahrheiten sagt (wenn auch
nicht die ganze Wahrheit) über unsere Zeit, darum besitzt
es Ewigkeitswert, so etwa wie ihn in der deutschen Lite-
ratur Karl Philipp Moritz' „Anton Reiser“ besitzt und
Rousseaus Bekenntnisbuch in der französischen.

Berlin

Karl Thieme